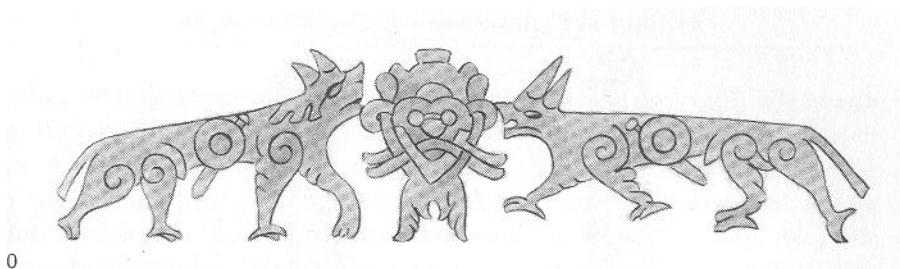


Beiträge zu einer Balance von Spiritualität und Rationalität Nr. 2



Wird es eine Wiederkehr der Götter geben ? - Teil 2

In der Wahrnehmung nichteuropäischer Menschen wird Europa zweifellos als christliche Zivilisation verstanden. Aber unbeschadet dieser Aussenwirkung muss es inmitten Europas historisch auch in tief christlicher Zeit ein Bewusstsein dafür gegeben haben, was die Menschen hier vor der Einführung des Christentums religiös bewegte.

Natürlich hat es zunächst den Anschein, dass die Selbstgewissheit des Christlichen z.B. im 13. oder im 16. Jahrhundert von solcher Stärke war, dass es nicht in Frage gestellt wurde. Die Frage, ob man wesentliche existenzielle oder theologische Fragen auch aus einer anderen Perspektive als der christlichen beleuchten könnte, stand offenbar nie zur Disposition.

Diese Infragestellung des Eigenen oder die Ausrichtung auf ein anderes Denken lässt sich kaum ausmachen. Nur in polemischer, abwertender, ja wegwerfender Wertung werden nichtchristliche religiöse Ideen oder Bräuche erwähnt und umschrieben.

Ob es nun um Jüdisches, Islamisches, aussereuropäische Animisten geht oder um die Religiosität der eigenen Vorfahren – eine positive Frage nach Sinn, Wert oder geistiger Substanz des Anderen schien nicht vorgesehen.

Dabei erscheint das Absurde dieser Betrachtungsweise dadurch offensichtlich, dass man z.B. sehr viele Texte zur Verfügung hatte, oder von ihrer Existenz wusste, die von einem griechischen oder römischen Heidentum kündeten. Zugleich hatten manche heidnischen Philosophen wie beispielsweise Platon eine grosse Bedeutung für die Theologie. Viele seiner Überlegungen scheinen nahtlos Eingang in das theologische Denken gefunden zu haben. Der griechische (heidnische) Philosoph Aristoteles taucht im Skulpturenschmuck gotischer Kathedralen auf.

Schon allein in der Chronologie kommt die offenbare Bewusstheit für die reale historische Präsenz des nicht- oder Vorchristlichen zum Ausdruck. Man konnte gewissermassen „abzählen“, vor wieviel Jahren die dominierende geistig-religiöse Strömung eine Nichtchristliche gewesen sein muss.

Man muss so einfache Überlegungen im Hinterkopf haben, wenn man die Arbeit eines Mannes wie Snorri Sturluson betrachtet: Die Tatsache, dass er die germanischen Götter als reale metaphysische und historische Wesen zugleich vorstellt, obwohl er ein Mann der Kirche war.

Aber es ist nicht ausgemacht, ob es sich hier quasi um eine anekdotische Reminiszenz gegenüber den eigenen Vorfahren handelt, oder ob die Geschichte der nach dem Ragnarök wiederkehrenden Götter eine Vision von spiritueller Prägung darstellt.

Der deutsche Dichter Friedrich Hölderlin war aber tatsächlich jemand, dessen Dichtung als durch und durch visionär zu beschreiben ist.

Natürlich ist die mythische Welt, von der seine dichterische Phantasie wie durchtränkt war, die griechische. Die Götter Griechenlands sind wie bei Friedrich von Schiller die transzendenten Traumgestalten, deren überwältigende Kraft die dichterische Phantasie zu entzünden scheint.

Es ist unbestreitbar – in der Epoche der Klassik (auch für Goethe gilt das!) ist die mythische Potenz der biblischen Gestalten nahezu erloschen. Die imaginative Kraft der Göttinnen und Götter der hellenistischen Epoche scheint an ihre Stelle getreten zu sein.

Bei Hölderlin scheint die Entwicklung aber in ein neues Kapitel eingetreten zu sein: In seinem 1801 entstandenen Gedicht „Germanien“ wendet er sich der vorchristlichen Religiosität Mitteleuropas zu.¹ Dieses Gedicht fällt in der Beschäftigung mit dem Germanischen in dieser Epoche insofern aus dem Rahmen, als es eine tiefe Verhabenheit erkennen lässt.

Die scharfe Militanz, mit der sich die Mentalität der Befreiungskriege auf die germanischen Vorfahren beruft, kommt hier nicht vor. Auch die aggressive Überheblichkeit einer späteren völkischen Ideologie wird man in Hölderlins Gedicht vermissen. Die stattliche, gewappnete, blonde und kämpferische Walküre, die die vaterländische Malerei des späten 19. Jahrhunderts imaginiert – das ist nicht die Germania, die Hölderlin vorgeschwebt haben kann.

Dabei ist diese Personifikation der germanischen Stammeskultur ein sehr altes Bild, das bereits in der römischen Antike auszumachen ist. Auch im Mittelalter ist sie nicht unbekannt.²

Das Gedicht ist von einer derart hohen Komplexität in Bezug auf unsere Fragestellung, dass es eine ausführliche Erörterung wert ist.

Es beginnt mit einem sehr widersprüchlichen Annäherungsversuch des Dichters an die „Götterbilder in dem alten Lande“. Er will den Kontakt mit ihnen suchen, sieht sich aber zugleich mit einem Verbot und Befürchtungen konfrontiert. Verheissungsvoll erscheinen sie ihm, lieb und heilig, aber der Wunsch ist zugleich voller Gefahren – ist doch an ihnen etwas „Gestorbenes“.

Und dennoch hat es den Anschein, dass er der Versuchung nachgeben muss, ja dass er ihr zuguterletzt erliegt. Das innere Bedürfnis und die Bereitschaft sind stärker, als die

1 <http://guttenberg.spiegel.de/buch/friedrich-h-262/165> (Seitenaufruf am 20.01.2015)

2 http://de.wikipedia.org/wiki/Germania_%28Personifikation%29 (Seitenaufruf am 18.01.2015)

von ihnen ausgehende Gefahr und Bedrohung.

Die Problematik liegt darin, dass das Rückwärtsgewandte, das Gestorbensein völlig bewusst sind. Aber es hilft nichts: Es ist nicht allein ein innerer Drang des Dichters, es ist vom „Himmel“ kommende Verheissung, vom „Himmel“ drängende „Göttermenschen“, die als Alte die Erde neu besuchen.

Ganz offensichtlich geht es hier nicht um die Eroberung der Transzendenz durch den Menschen, beschrieben wird eine Transzendenz, der sich der Mensch ausgeliefert, von der er sich bedrängt fühlt. Es ist aber zugleich immer noch die Rede vom „Rufen“, vom Willen, von Wahrnehmung, von Gefühl und Drang. Keineswegs aber von Besessenheit.

Hölderlin muss gestehen, wie bedeutungsvoll die Götter auch gegenwärtig noch empfunden werden können, obwohl ihre Priester, ihre Heiligtümer und ihre „Sitte“ längst verschwunden sind.

Jetzt eröffnet der Dichter eine Vision, die zeigen könnte, auf welche Weise wir uns dem Wesen der Götter erneut annähern könnten: Das grünende Feld, das zum Opfermahl bereit ist, ermöglicht eine Perspektive in den Orient, bis zum Indus.

Das Germanische kann nicht mehr nur aus der Diesseitigkeit des Mitteleuropäischen heraus verstanden werden – das Indoeuropäische, die Weisheit des indischen Subkontinents umschreibt einen erweiterten Erkenntnisrahmen des Eigenen, des Einheimischen.

Hier referiert Hölderlin die zu seiner Zeit schon aufdämmernde Erkenntnis der Indogermanistik, dass für die sprachgeschichtlichen Beziehungen europäischer und asiatischer Sprachen wie des Deutschen, des Lateinischen und des Sanskrit eine kryptohistorische Vernetzung gemutmasst werden kann: Schwer analysierbar, aber in vielen Teilen rekonstruierbar.

Jakob Grimm wird 1844 erste Ansätze jener geheimnisvollen Zusammenhänge in seiner „Deutschen Mythologie“ erarbeiten.

Jetzt beschreibt Hölderlin die Szene einer Begegnung: Der vom Indus kommende Adler als Bote indischen Weisheitswissens gelangt in die Mitte Europas. Er entdeckt Germania, *die Priesterin, still, schweigsam, einfältig, „unzerbrechlich“, allliebend und stark im Ertragen, gross im Glauben*. Es sind die Götter, die diesen Weisheitsimpuls Indiens an die Seele Mitteleuropas veranlassen. Es scheint, als ob Germania die Erbin des Indoeuropäischen darstellt.

Aber was besagen die aufgeführten Eigenschaften? Es sind Eigenschaften, die im Grunde auf das Weibliche projiziert werden.

Sie können aber auch als Antithese verstanden werden zu den militanten „Tugenden“ eines langsam aufdämmernden Nationalismus. Geht es hier um das Rezeptive eines wahrhaften Mitgefühls und einer vorurteilslosen Hingabe an die Weltwahrnehmung? Unbekannt und verborgen, ungewiss in der Herkunft, voller Unbewusstheit und undeutlicher Ahnungen war Germanien in der Vergangenheit – aber auserwählt durch die Götter in der Gegenwart!

Auserwählt, aber wozu? Allliebend und voll von Frieden, das sind Hölderlins Schlüsselworte, um Germaniens Aufgabe zu umschreiben.

Die Frage der Wesensessenz der „Germania“ wird in der nächsten Strophe ergänzt um eine Aufforderung: Dabei geht es um unverhüllte Wahrnehmung, um Offenlegung von bisher Verborgenen. Damit ist aber ein Paradox verbunden. Die Wahrheit soll ins Auge gefasst werden, sie soll erfasst und innerlich aufgenommen werden, die Seele der Seherin soll sich ihr öffnen.

Aber das bedeutet noch lange nicht, dass es hier etwas in grossem Massstab auszusprechen oder als Botschaft an andere weiterzugeben gilt. Das Mass für den Weisen ist die „schamhafte“ Rede, die Verschwiegenheit, nicht die „Volksrede“ oder gleisnerische Selbstdarstellung. Doch jetzt ist eine Situation eingetreten, die aussergewöhnliche Aktivitäten erfordert. Der „Zorn an dem Himmel“ erzeugt einen Ernst der Lage, der eine grössere Offenheit zur Folge haben muss. Aber das heisst nicht, dass man das Erkannte zu Markte trägt – es muss dennoch „ungesprochen“ bleiben.

Was besagt diese widersprüchliche Botschaft? Im Grunde heisst das, dass Erkenntnis auf eine neue, andere Art übermittelt werden muss, als bisher. Kann man das, Erkenntnis, Wahres, *Rede von Göttern* ausstrahlen, wortlos andern zu erkennen geben, was man erschaut hat?

Die Germania des Hölderlin ist aufgerufen, Vorbild zu sein durch ihre Gegenwart. In ihrem Gegenwärtigsein spiegelt sich ihre besondere Bewusstheit wider – und damit wirkt sie auf das Bewusstsein der Anderen.

Auch die letzte Strophe beginnt mit einem Appell: Als Tochter der Erde soll sie Ihre Mutter anreden: Der Wirklichkeit der Natur ist man ja entsprossen.

Dies sollte dann auch in einem Akt der bewussten Gegenüberstellung mit sich selbst als eigenem Ursprung definiert und ins Bewusstsein gehoben werden. Da werden erneut die Elemente beschworen, die die alten Götter repräsentieren. Sie erscheinen als Vergangenes, das aber dennoch eine zukünftige Bedeutung hat. Auch hier wieder eine Paradoxie, eine chronologische. Aber weil es so anders ist als in der Vergangenheit, weil es dem Seher in gründlich erneuerter Gestalt entgegentritt, sind die alten Naturgottheiten „erfreulich“.

Jetzt kommt ein Bild, das auf seltsamste Weise Naturwahrnehmung mit Spiritualität verknüpft: Erde und Äther sind in ruhiger Weise miteinander verbunden: Erde und Himmel, die alte mythische Zweiheit von oben und unten, von Geist und Stoff. Sie sind nicht gegensätzlich oder einander überlegen. Und sie sind in der Mitte der Zeit, weder dem Vergangenen verhaftet, noch der Vorrasschau, der Hoffnung auf Künftiges. Erde und Himmel sind vielmehr verbunden mit der Gegenwart, sind ganz im „Hier und Jetzt“.

Eine Versöhnung der Gegensätze ist also nur möglich, wenn man weder von der Macht der Erinnerung gefesselt, noch von der Furcht vor künftig Geschehendem gelähmt ist. Man sei ganz in der Unmittelbarkeit des Erlebens!

Unabhängig zu sein von Vergangenheit und Zukunft heisst, bedürfnis- oder begierdelos zu sein. Hier sind die „Unbedürftigen“ bei den Feiertagen der *Germania*, so wie der Begierdelose im Zustand der Ruhe und des inneren Friedens frei von

Geschäftigkeit ist. Der Begriff des Feiertages ist hier sicher dem des Ruhetages verwandt. Und der Ruhetag ist eine der sinnvollsten Einrichtungen der älteren religiösen Kultur, von deren Weisheit die moderne Zivilisation nur profitieren kann.

In den letzten Worten dieser genialen literarischen Schöpfung macht Hölderlin erneut deutlich, dass das ideale Wesen der Germania für Ihn weder die kämpferisch-aggressive Walküre, noch das beschützende Bollwerk sein kann. Alle konventionellen Bilder einer patriotischen Ikonographie werden von ihm Lügen gestraft.

Sie ist keine „Kampfjungfrau“, sondern eine Priesterin, also eine Dienerin der Götter. Und sie ist eine Ratgeberin aller, auch aller ausserhalb ihres engsten Wirkungskreises. In dieser Funktion ist sie „wehrlos“, genießt aber den Respekt gegenüber ihrer Weisheit, gegenüber der Unentbehrlichkeit Ihrer Hilfsbereitschaft.

Was Hölderlin uns in diesen Strophen anempfiehlt, ist eine totale Wende gegenüber einem landläufigen Nationalismus – es stellt das Selbstverständnis der Deutschen in eine Verbundenheit mit der Transzendenz, die auf einem gewandelten und erneuerten Bewusstsein beruht – und auf diese Weise jegliche Formen defensiver Abwehr überflüssig macht. Seine zentrale Affirmation ist Überlegenheit mithilfe *spiritueller Souveränität*.

26.12.2015 – Matthias Wenger, Berlin (Matthias-Wenger@web.de)

